



Johannes Horn

Johannes Horn

**Der STEUERPRÜFER**  
Kurzgeschichten

*Der Steuerprüfer*

Kurzgeschichten



KADEN

KADEN

Johannes Horn

# Der STEUERPRÜFER

Kurzgeschichten



# *Inhalt*

- 1     *Der Steuerprüfer*  
47    *Emil und die Kamera*  
57    *Hannas Lächeln*  
73    *Paul*  
101   *Der Niedergang*  
117   *Die Anderen, das sind wir.*  
141   *Die Blume*  
145   *Das grüne Sofa*  
151   *Die Blüte*  
155   *Einsicht*  
163   *Das Brautkleid*  
175   *Der Wolf*  
181   *Das Tagebuch*  
201   *Der mündige Patient*  
221   *Benjamin und Rebecca*  
235   *Die Logik des Bösen*

## *Der Steuerprüfer*

- 1 -

Seine Ernennung zum Staatsbeamten nahm die ganze Familie mit Erleichterung auf. Es war ein langes Bangen, ob er jemals auf eigenen Füßen werde stehen können. Körperlich, von schwächerer Natur und stets ein wenig kränkelnd, durchlebte er Kindheit und Schule in teilnahmsloser Zurückgezogenheit. Nicht nur, dass er selbst kaum Freude am Leben zu haben schien, auch auf seine Umgebung wirkte seine Gegenwart eher dumpf und lähmend. Sein Notendurchschnitt in der Schule verschlechterte sich von Mal zu Mal, doch, oft gegen jede Erwartung, es reichte immer wieder zu seiner Versetzung. Die Ausbildung in der hiesigen Steuerbehörde gestaltete sich mühsam und zog sich durch die Jahre. Endlich dann der Brief, der ihm auf glanzlosem, grauem Papier die definitive Anstellung mit fester Pension zusicherte. Während die Familie aufatmete, nahm er es ungerührt zur Kenntnis.

Er war Einzelkind und schon recht früh bemüht, sich der ständigen Aufmerksamkeit von Seiten der Eltern zu entziehen. Dies gelang ihm schlecht und recht, am wenigsten dann, wenn es darum ging, im Haushalt Hand anzulegen und ihm zuge dachte Aufgaben zu erledigen. Ansonsten galt er als

scheu, mitunter abweisend; Freundschaften pflegte er nicht. Er war viel allein und vermied Kontakte soweit es möglich war. Sein Vater hatte den Schreinerberuf erlernt; nach einem frühen Arbeitsunfall bezog er eine spärliche Rente. Die Mutter war arbeitslos und so lebte die Familie in ständiger wirtschaftlicher Enge. Nur selten gönnte sie sich etwas, was über das gewohnte, strenge Haushalten hinausging, doch meist mit der Folge zusätzlicher Einschränkungen. So war der Alltag geprägt von Einfachheit und Verzicht, umso größer war die Freude, als dieses amtliche Schreiben eintraf.

Die Mutter kam langsam in das Alter, in dem man sich gern an frühere Zeiten erinnert, an die Unbeschwertheit der eigenen Jugend, an das vergnügliche Treiben im Dorf, in dem sie früher gelebt hatte, an Freundschaften und erste Annäherungen, an Ausbildung und berufliche Regelmäßigkeit. In die Gedanken an die ersten Ehejahre mischten sich neben manch verhohlener Wehmut ein deutliches Maß an Abgeklärtheit und selbstverlorener Zeitergebenheit. Ganz gegenwärtig waren ihr stets die Kinderjahre ihres einzigen Jungen. Immer war es ihr so, als müsste sie Eigenes von sich in ihm entdecken, doch er war ganz anders. Eine lange Zeit wehrte sie sich dagegen, sich dies einzugestehen.

Genau erinnerte sie sich, wie er Stunden, ja Tage damit verbrachte, alles, was er finden konnte, Steine, Federn, Quartettkarten, gesammelte Blätter, einfach alles sorgfältig zu ordnen und zu sortieren. Nicht,

dass er die reichhaltige Ausstattung mit Legosteinen dazu nutzte, zu bauen und zu gestalten; er fand Genugtuung daran, sie in langen Reihen anzuordnen, ein Teil dem anderen angleichend. Später dann begann er, alte Gerätschaften zu zerlegen; kein altes Radio, kein Bügeleisen, kein Staubsauger oder dergleichen war vor seinem aufdeckenden und klärenden Spürsinn sicher. Wie oft hatte die Mutter darauf bestanden, das Zerlegte wieder zusammenzusetzen, weil es schließlich gebraucht wurde. Aber dazu kam es nie.

Mit zunehmendem Alter entwickelte er eine auffallende Neigung, alles zu sammeln, was ihm unter die Augen kam; er sammelte, sortierte und verstaute es in seinem beengten Zimmer. Es waren meist nichtige Dinge, doch er hütete sie, als fände er damit einen Ausgleich zu seinem sonst eintönigen Alltag. So verbrachte er während des Tages viele Stunden in seinem Zimmer, was ihn aber nicht davon abhielt, die Schul- und Ausbildungszeiten äußerst pünktlich einzuhalten. Auf diese Weise fiel er weder durch Unpünktlichkeit noch durch besondere Leistungen auf.

Nun also war er in fester Anstellung bei der hiesigen Steuerbehörde. Natürlich hatte er den Tag sehnlichst herbeigewünscht, an dem die für ihn lebenswichtige Entscheidung fallen würde. Die Zeit war nun gekommen, und schon am ersten Tag stellte er sich auf die neue Zeitordnung ein, als wäre es schon lange Gewohnheit. Am Morgen

nahm er sich Tee, aus einer Kanne, die ihm seine Mutter bereitgestellt hatte; er trank ihn gewöhnlich ohne Zucker; schon immer pflegte er morgens nichts zu essen. Seine, von den langen Schuljahren abgenutzte lederne Aktentasche enthielt nicht viel außer der Zeitung, die er beiläufig dem Briefkasten entnahm, jedoch selten Zeit fand, sie zu lesen. Ansonsten war in seiner Tasche eben das, was er zur Erledigung seiner Aufgaben benötigte: Einige leere Blätter, farbige Stifte, ein Lineal, Radiergummi und ein Bleistiftspitzer.

Der Weg zur Behörde war nicht weit, so dass er zu Fuß gehen konnte. Er ging an eintönigem Grau müde wirkenden Häuserfronten vorbei. Die Regelmäßigkeit der sich an jedem Morgen wiederholenden Bilder hatte sein Sehen stumpf gemacht; er ging in sich versunken, ohne dem Erwachen des Tages Aufmerksamkeit zu schenken. Meist war er der Erste, der die Holzterrasse in den dritten Stock hinaufstieg, um schließlich den Platz an seinem Schreibtisch einzunehmen. Die sich türmenden Akten waren sorgfältig ausgerichtet. Vier dicke Gesetzbücher lehnten rechts an einer altmodischen Tischlampe. Vor ihm lagen in einer flachen Metallschale drei verschiedenfarbige Stifte; er liebte es, Korrekturen oder Ergänzungen mit Rot zu markieren.

Im selben Raum arbeiteten außer ihm noch zwei Steuerbeamte, die allerdings schon älter waren. Einer von ihnen hatte schwer an Asthma zu leiden.

Er nahm regelmäßig Medikamente zu sich, was ihm jedoch nur kurze Zeit Erleichterung verschaffte. So war der Raum erfüllt von einem ständig sich quälenden Atmen und einem gelegentlich erschöpfenden Husten. Die Jacken und die Mäntel wurden direkt an der Tür aufgehängt; im seitlich stehenden Schirmständer stand gewöhnlich ein Schirm, nie aber mehr als zwei. Den ganzen Tag über brannten die tief über den Schreibtischen hängenden Neonröhren, so dass die Tageszeit lediglich an der schmucklosen und beständig tickenden Uhr über der Tür abzulesen war. So vergingen Wochen und Monate, Monate und Jahre und der einst frischgebackene Steuerbeamte reifte zu einer unersetzlichen Kraft; ja, schon längst war es zur Gewohnheit geworden, in besonders schwierigen Fällen seinen Rat und sein Urteil einzuholen. Äußerlich hatte er sich jedoch in all den Jahren nicht nennenswert verändert.

Mit zunehmender Erfahrung in der Handhabung von Paragrafen und Textauslegungen erweiterte sich sein Aufgabenbereich. Zwar hatte er weiterhin die Klientel mit den Namensinitialen N bis S zu bearbeiten, doch wurde er immer häufiger zur Durchführung von externen Steuer- und Betriebsprüfungen herangezogen. Er hatte es nicht gern, wenn er seine tägliche Routine unterbrechen musste; auch waren ihm lange Fahrten mit öffentlichen Verkehrsmitteln lästig, besonders das häufige Umsteigen und das umständliche Aufsuchen



entfernt liegender Adressen. Im Zusammenhang mit einer der üblichen Steuerüberprüfungen hatte er sich in einer am Stadtrand gelegenen Anwaltskanzlei einzufinden. Der Termin der Prüfung war von der Behörde festgelegt und dem Rechtsanwalt schon vor geraumer Zeit mitgeteilt worden. Ein kurzes Antwortschreiben seitens der Kanzlei hatte den Termin bestätigt.

Er nahm die notwendigen Unterlagen an sich und verstaute sie zusammen mit den farbigen Stiften in seiner notdürftig geflickten Aktentasche. Auch der graue Mantel, den er sich überzog, zeigte deutliche Spuren vom täglichen Gebrauch. Grußlos, in Gedanken versunken, verließ er das Zimmer. Er folgte dem umständlich erarbeiteten Wegeplan und stand schließlich vor einer verwirrend imposanten Fassade eines mächtig dastehenden Hauses; die Fenster umrahmt von Pilastern und Giebelwerk, Skulpturen zierten die hoch aufragenden Wandflächen, zwei kunstvolle Atlanten stützten die steinschwere Überdachung des Eingangs. Die dunkelbraune, mit Schnitzereien versehene massive Eichentüre hatte etwas Abweisendes, Einschüchterndes, Überhebliches. Er nahm nach nur kurzem Zögern seine Aktentasche fest unter den Arm und drückte den messingfarbenen Klingelknopf.

Es dauerte lange, bis der Summton des Öffners die Türe frei gab. Nur mit Mühe gelang es ihm, den schweren Holzkoloss zu bewegen und sich Zutritt zu verschaffen. Die Weitläufigkeit des Treppen-

## *Hannas Lächeln*

Die Seele eines Kindes ist wie die Quelle reinen Wassers; in ihrem sorglosen Fließen spiegelt sie den Himmel. Weh dem, der sie missbraucht, weh dem, der sie vergiftet.

Die Mutter von Hanna wuchs in einer gut bürgerlichen Familie auf. Ihr Vater war Arzt, angesehen, geschätzt und untadelig. Man achtete auf Bildung und Moral; man hielt sich streng an die katholische Glaubenslehre. Hinter dem regelhaften Ablauf des Alltäglichen, der im Äußeren etwas Vorbildhaftes, Braves, ja Biedereres hatte, verbarg sich manch ungestilltes Verlangen nach Lebenslust und Lebensfreude, nach einem Leben außerhalb von einengender Ordnung und eingefordertem Wohlverhalten. So fühlten es die Kinder und so fühlte es die Mutter von Hanna, denn der Ordnung fehlte die Lebendigkeit und der Moral die Toleranz und das Verstehen. Was nicht sein durfte, wurde verschwiegen, was das Ansehen störte, wurde zur Vorzeigbarkeit verbogen.

Auf einer Karnevalveranstaltung lernte die Mutter einen jungen Schauspieler kennen. Es war nicht sein Äußeres, das sie an ihm bewunderte, vielmehr seine ungestüme, frivole, völlig unkonventionelle Art, das Leben herauszufordern. Ihr begegnete eine Welt, die sie nicht kannte, die sie insgeheim vermisste, eine Welt, nach der sie immer schon ver-

langte. Er hatte es vermocht, in ihr ein Feuer zu entfachen. Noch am selben Abend schlief sie mit ihm. Es schien ihr wie eine Fügung, wo es doch nichts anderes war, als eine List des Schicksals: Sie, die sich nach dem Leben verzehrte und ihn, der nach Lust gierte, nach einer Lust, die er unter der Maske einer sich verschwendenden Liebe verbarg, sie, die Willenlose und ihn, den Zügel- und Gesetzeslosen zusammenzuführen.

Hanna wurde geboren. Das Leben des Schauspielers änderte sich nicht; er blieb seiner hemmungslosen Lebens- und Liebesverliebtheit treu. Die Mutter sonnte sich in dem Gefühl, jedem Anschein von Bravheit und Biederness entronnen zu sein. Das Kind war ihr wie ein Pfand, das ihr in dieser flirrenden Welt der Gefühle Sicherheit bot. Das Schicksal aber weiß, sich der Schwächen zu bedienen und unbeirrt verfolgt es seine Pläne.

Kaum waren zwei Jahre vergangen, ging der Schauspieler seiner Wege. Mit einem Mal wurde die Welt der Mutter entzaubert. Sie fühlte, wie sie vom Hochseil ins Bodenlose stürzte. Doch sie konnte es sich nicht eingestehen, dass der Traum vom farbig fiebernden Dasein ein Ende haben sollte. Was hatte sie schon für eine Alternative? Mit ihren Eltern und Geschwistern verband sie die Vorstellung von Bürgerlichkeit und Spießigkeit, und doch blieb ihr nichts anderes übrig, als sich wieder langsam und widerwillig dieser Welt anzunähern. Schwer trug sie an dem Verlust, der ihr mit dem Weggang des

Schauspielers entstanden war, schwer aber auch an der Eintönigkeit, in die sie nun erneut geraten war.

Mit Hanna war sie nun allein. Sie fühlte, wie die Gegenwart von Hanna die Erinnerungen an den Schauspieler wach hielt, wie sie diese Erinnerungen quälten und wie der Umgang mit ihnen den Zwiespalt in ihr immer weiter vertiefte. Dort der Traum von einem üppigen Zuviel, hier das brave, bürgerliche Zuwenig. Ihre Seele brannte. Immer wieder sucht das Schwere nach Entlastung, doch nicht immer reichen diese Versuche ins Bewusstsein und nicht immer folgt das Handeln klaren Entscheidungen. Um den Zwiespalt erträglicher werden zu lassen, gab sie bald schon der einen Seite ihr Recht: Sie heiratete bürgerlich. Von Hanna aber zog sie sich mehr und mehr zurück; das Kind war kein Pfand mehr, kein beständiges Abbild mehr ihres allzu kurzen Lebenstraumes. Sie war nun bürgerlich geworden, doch insgeheim hat sie nie aufgehört, den Verlust des Schauspielers auch als Verletzung zu empfinden. Ein Verletzter aber wird oft unempfindlich für seine Wunden, besonders dann, wenn die Gewohnheiten des Alltäglichen sie überdecken.

Lange Zeit war der Schauspieler unterwegs in seiner Welt. Mit seiner gelebten und freizügig zur Schau gestellten Verwegenheit zog er die Aufmerksamkeit auf sich. Was nicht erkannt wurde: Er gefiel sich im Dämonischen, das widernatürlich Erregende wurde ihm nicht bewusst. Er war es selbst,

der ohne Verstellung und Maske mit seinem und dem Leben anderer spielte und sich raubtierartig in Szene setzte. Das Volk liebt es, in den Abgrund zu blicken und immer wieder gefällt es ihm, sich mit dem Kranken einzulassen. So war er sich immer wieder seines Erfolges sicher.

Hanna wuchs heran, fast unbemerkt und ohne jede wärmende Zuwendung von Seiten der Mutter. Der Stiefvater, ebenfalls ein erfahrener und geschätzter Arzt, verhielt sich fürsorglich und zugewandt; er hatte Hanna lieben gelernt. Mit wärmenden Gefühlen umgab er sie; er vermittelte ihr ein Bewusstsein von Lauterkeit und untadeliger Rechtmäßigkeit. Das Leben der Mutter vollzog sich in engen Kreisen, Halt suchend in den Konventionen einer freudlosen Bürgerlichkeit, schwankend zwischen Traum und Selbstmitleid. Hanna war für sie der Inbegriff eines Lebens, das ihr versagt blieb. Sie war nicht bereit, dem Kind das zu geben, was ihr vorenthalten wurde, nicht die Aufmerksamkeit zu schenken, die ihr entzogen war. Hanna wuchs heran in der Klammheit und Kühle eines immerwährenden, lähmenden Schattens. Sie kannte die Sonne nicht, doch in ihrem Inneren wusste sie, dass ihr etwas fehlen würde. Immer wieder sah sie das Bild ihres Vaters auf der Kommode; es war wie ein Bild aus einem fernen Land, zu fern, als dass es je erreichbar sein würde. Im Grunde aber war dieses Sehnen ein Ausdruck eines inneren Suchens nach Halt und Verlässlichkeit.

## *Die Anderen, das sind wir.*

Es war in den Februartagen des Jahres 1945. In einer kleinen Stadt im ehemaligen Schlesien lebte ein Ehepaar mit zwei kleinen Kindern, zwei und vier Jahre alt. Nahe dieser Stadt war ein Lager, in dem Juden, Sinti und Roma und auch Kriegsgefangene untergebracht waren. Ein hoher Zaun aus Stacheldraht trennte das jämmerliche Lagerleben von der „Normalität“ der unter den Kriegswirren leidenden Bevölkerung. Die Nutzung des schmalen Schotterwegs, der um das Lager führte, war strengstens verboten. Bis auf wenige Ausnahmen wurde dieses Verbot von den dortigen Bewohnern befolgt. In mondlosen Nächten jedoch versuchten Unerschrockene allerlei Nahrungsmittel durch den Zaun ins Innere des Lagers zu schleusen. Auch der Vater der beiden Kinder zog immer wieder los und nahm bewusst die Gefahr in Kauf, die mit diesen Aktionen verbunden war. Es war eine unheilvolle Zeit; man sprach in verschwiegener Zurückhaltung über das Schicksal der Juden und die vielen Anderen, die dem Gift der feindseligen Ausgrenzung kollektiv ausgesetzt waren.

An einem dieser Tage im Februar ging der Vater bei Dunkelheit und frostigen Temperaturen zum Zaun, überzeugt und ängstlich. In einer kleinen Stofftasche verbargen sich Brot, Eier und Schokolade; letztere war in dieser Zeit nur schwer zu

bekommen. Langsam, mit umsichtigen Schritten, näherte er sich dem Lager. Leblose Stille umgab ihn. In verlässlicher Regelmäßigkeit zog ein heller Lichtkegel von einem fern stehenden Wachturm über die Grenzen des Lagers hinweg. Für kurze Augenblicke rückte damit abschnittsweise der Zaun, das Gestrüpp aus Stacheldraht, ins unmittelbare Blickfeld. In gebeugter Haltung erwartete er regungslos die Wiederkehr der Dunkelheit. „Da war doch etwas!“ dachte der Vater und trat näher an den Zaun. Er legte sich flach auf den Boden, um im regelmäßigen Scheinwerferlicht unerkannt zu bleiben. Auf der anderen Seite des Zauns erkannte er die Konturen eines Menschen, unbeweglich, am Rande des Daseins.

Mit einer Armfessel war er am Zaungerüst festgebunden. Mit jedem vorbeiziehenden Licht war das Elend deutlicher zu erkennen. In seiner abgewetzten Sträflingskleidung saß er da, in sich versunken. Man konnte die Reste eines Judensterns sehen. Der Vater versuchte mit leisen zischenden Lauten Kontakt zu dem Häftling aufzunehmen, doch lange Zeit regte sich nichts. Dann aber hob sich kraftlos der Kopf und er drehte sich in die Richtung des außerhalb des Lagers wartenden Fremden. „Was machst Du da, wie geht es Dir, wie heißt Du?“. Der Häftling war nicht fähig zu antworten. Inmitten eines unverständlichen Stammelns kam ihm ein Wort klaglos hauchend über die Lippen: „Strafe“. Und wieder schlich das Licht über sie hinweg und in die-

sem Augenblick war sein Gesicht deutlich zu erkennen. Das Gesicht hob ihn heraus aus der Masse der kollektiv Anderen. Es war ein eingefallenes, ausgemergeltes, vom Leben schon abgewandtes Gesicht, das seine verletzte Biographie, seinen verwundeten Stolz, seine ganze, beklagenswerte Identität zum Ausdruck brachte. Plötzlich hatte die von aller Welt verlassene Anonymität des Lagers etwas ganz Persönliches, sie hatte ein Gesicht. Die Stofftasche wurde unter dem Zaun durchgeschoben und mit großer Vorsicht machte sich der Vater auf den Rückweg.

Ansonsten vergingen die Tage mit den gewohnten Verrichtungen, der Vater ging zur Arbeit, die Mutter versorgte die Kinder. Es waren ja keine spektakulären Tage, die Raum ließen für größere Unternehmungen, für Ausgelassenheit und Ablenkung, nein, es war die auferlegte Eintönigkeit und Enge eines sich schon lange hinziehenden Krieges. Unauslöschlich blieb dem Vater dieses eine Gesicht in Erinnerung. Immer wieder sagte er sich: „Nein, die Juden gibt es nicht! Wir versündigen uns immer wieder an jedem einzelnen Menschen. Jedes Kollektivdenken versucht, uns unempfindlich zu machen gegenüber unserer Verantwortung für den Mitmenschen. Verantwortung ist doch stets etwas Persönliches!“.

Über dem Leben mit seinen alltäglichen Verrichtungen lag der Schatten des schon so lange dauernden Krieges. Viele hatten eine Ahnung von dem



bevorstehenden verlustreichen Ende, manche aber verharrten in der abwegigen Vorstellung eines wie auch immer gearteten „Endsieges“. An manchen Tagen waren ganz in der Ferne Kriegsgeräusche zu vernehmen, ein dumpfes Stottern von einzelnen Gewehrsalven und gelegentliche Detonationen, die in der winterlichen Stille noch lange nachhallten.

In den ersten Tagen des Monats Mai – es war ein ganz normaler und bisher unauffällig verlaufender Tag – stürzte ein Freund der Familie in die Wohnung, in großer Aufregung laut rufend: „Die Russen kommen! Packt das Wichtigste zusammen, in einer Stunde hole ich Euch ab. Wir müssen weg!“. Die Russen, das war das Kollektiv jener Anderen, gegen die Deutschland in den Krieg gezogen war. Die zwangsläufige Folge war, dass die deutsche Bevölkerung die Russen für eine konkrete Bedrohung halten mussten. Dieser dringende Appell „Wir müssen weg“ riss die Familie aus den Gewohnheiten ihrer alltäglichen Verrichtungen, unvorbereitet und überstürzt.

Es war nicht einfach, in der Hektik eines über-rumpelnden Aufbruchs das Notwendigste für eine ungewisse Zukunft zusammenzupacken. Den Eltern war bewusst, dass das bevorstehende Verlassen der Heimat etwas Endgültiges hatte. Schon längst war ihnen bewusst, dass der Krieg verloren und ihnen die Möglichkeit genommen sein würde, je in ihr Haus zurückzukehren. In großer Eile packten sie und kurz vor dem anberaumten Termin

standen zwei Koffer parat. Die Kinder waren warm angezogen – es war kalt in diesen Tagen. Als der Freund zusammen mit seiner Frau und ebenfalls einem kleinen Kind vor dem Haus vorfuhr und das Gepäck in Augenschein nahm, wehrte er ab: „Nein, zwei Koffer sind zu viel! Auch wir haben uns mit nur einem Koffer begnügt, mehr geht einfach nicht!“. Es wurde umgepackt, jedes einzelne Teil kritisch betrachtend, das Eine in den verbleibenden Koffer gepresst, Vieles hingegen wehmutsvoll dem endgültigen Verlust preisgegeben. Endlich war es so weit, die Koffer waren verstaut, die Erwachsenen eng zusammengerückt, die Kinder zum Teil auf dem Schoß, so fuhren sie los.

Schnell war zu erkennen, dass auch viele andere von diesem Schicksal betroffen waren, immer dichter wurde der Strom der Flüchtenden. Man sah Viele, die mit Leiterwagen und Ochsenkarren, voll bepackt, die Straßen entlangzogen. In dem alten, eben noch fahrtüchtigen PKW fühlte man sich geradezu privilegiert. Dennoch kam man nur langsam voran. Häufig wurde man von Sicherheitsbeamten angehalten und aufgefordert, auf Seitenstraßen auszuweichen und immer wieder stoppte der ganze Tross, um Militärfahrzeugen die Fahrt gen Osten zu ermöglichen. So war es unmöglich, die geplante Route einzuhalten. Lange Tage waren sie unterwegs; schwer war es, die hungrigen und immer wieder schreienden Kinder bei Laune zu halten, sie zu besänftigen, sie zu ermuntern. Bei Fremden in

einer ihnen fremden Kleinstadt baten sie um eine nächtliche Bleibe, die ihnen nach langem Bitten nur schweren Herzens gewährt wurde.

Die Straßen waren überfüllt. Langsam und schwerfällig zog der Tross der Flüchtenden an dem Haus vorüber, in dem die Familie notdürftig untergebracht war. Sie blieben noch einige Tage und planten die weiteren Schritte. Der Freund machte deutlich, dass er ab Prag eigene Wege gehen und anderen Verpflichtungen nachkommen müsse. Irgendwann brachen sie auf, Richtung Prag. Die anfänglich noch vorhandenen deutschen Sicherheitskräfte verloren sich mehr und mehr aus dem Blickfeld, die noch verbliebene Ordnung löste sich zusehends auf und nahm chaotische Verhältnisse an. Immer häufiger traten Militärangehörige in fremden Uniformen auf; wie sich bald schon herausstellte, waren es Tschechen. Ihr Vorgehen war herrisch, ihr Verhalten äußerst rabiät; sie schlugen auf Flüchtlinge ein und versuchten auf diese Weise Einfluss zu nehmen auf deren eingeschlagene Richtung. Mehrfach wurde das Fahrzeug angehalten, die Ausweispapiere verlangt und es waren Sätze zu hören wie: „Ihr habt KZ's gebaut, jetzt werden wir es Euch zeigen!“. Sie erreichten schließlich Prag. Der Freund und seine Familie verabschiedeten sich. Jede der beiden Familien ging nun eigene Wege in eine bange, ungewisse Zukunft.

Da stand sie, die Familie aus Schlesien; zwei junge Eltern, zwei kleine Kinder und ein Koffer. Letzte-

## *Benjamin und Rebecca*

Das er die Hölle des Warschauer Ghettos überlebte, ist mehreren glücklichen Umständen zu verdanken. Geboren war er 1940, mitten in der sich anbahnenden Ghettoisierung der Juden. Mit der „Endlösung der Judenfrage“ begann 1942 die Deportation unzähliger Juden in das Vernichtungslager Treblinka. Die Familie Goldstein hatte das Glück in einer Kellerwohnung untergebracht zu sein, die manche Gelegenheit bot, sich dem Zugriff durch die SS zu entziehen. Im August 1944, kurz nach dem Scheitern des Aufstandes, gelang der Familie die Flucht in einen bereits Juden-freien Teil Warschaus, wo sie bei einer polnischen Familie Unterschlupf fand und, in ständiger Angst, entdeckt oder verraten zu werden, die Zeit bis zum Kriegsende verbrachte.

Die ersten Lebensjahre von Benjamin waren geprägt von mittelbar wahrgenommenen Ängsten und von, das spielerische Element des Kleinkindes überlagernden, Sorgen um den familiären Zusammenhalt, mitten in einer bedrohlich laut wütenden Welt. Erst später wurden ihm durch die vielen Erzählungen der Eltern die durchlebten Gefahren und das mörderische Treiben der Nazis in seiner ganzen Tragweite bewusst. In seinem Inneren entstanden Gefühle der Wut und der Bitterkeit und diese Gefühle blieben auch während der späteren

Entwicklungsjahre stets präsent. Doch trotz dieser frühen Prägungen und trotz des den Eltern zugefügten Leides, hielt er die tief reichenden Verwundungen in seinem Inneren verborgen. Zwar beeinflussten sie maßgeblich seine Sicht auf die Welt, doch wusste er zu jeder Zeit, was er, vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen, dem Leben schuldig war.

Der familiäre Zusammenhalt war gekennzeichnet von Verstehen und gegenseitigem Vertrauen. Der Vater war Arzt in einer westdeutschen Klinik, die Mutter Bibliothekarin in der dortigen Stadtbibliothek. Beide waren erfüllt von ihrer beruflichen Tätigkeit, beiden lag das harmonische Zusammenleben in der Familie am Herzen. Benjamin war nach bestandenem Abitur ausgezogen und bezog zusammen mit seiner Freundin Rebecca eine kleine Appartementwohnung, nicht weit entfernt vom Haus der Eltern. Er hat sich für ein Studium der Philosophie und der Politikwissenschaften entschieden, während die Freundin bereits im dritten Semester Medizin studierte. Das Studium ging ihm leicht von der Hand und groß war die Freude über die mit besonderer Auszeichnung bestandenen Examina.

Auch die Eltern der Freundin waren Juden, wie der Name Rebecca bereits erkennen lässt. Beide Eltern von Rebecca haben Auschwitz nicht überlebt. Immer wieder sprachen Rebecca und Benjamin über die Zeit des Dritten Reichs, über die

Schicksale beider Familien und beide nahmen intensiv Anteil an den jeweiligen aktuellen politischen Entwicklungen. Noch waren beide zu jung, um die Vorgänge im Zusammenhang mit der Staatenbildung Israels eingehender verstehen zu können. Die Eltern von Benjamin verfolgten jedoch diese Entwicklungen mit größter Aufmerksamkeit; immerhin waren die Ereignisse der damaligen Zeit tägliches Gesprächsthema. Auf diese Weise begleiteten die Kinder diese Zeit mit mitreißender Emotionalität, so dass sie sich schließlich wie Zeitzeugen von derart einschneidenden politischen Veränderungen fühlten. Tief im Inneren empfanden sie das Geschehen und insbesondere die Staatsgründung wie eine Genugtuung für das erlittene Leid und endlich, nach fast 1900 Jahren hatten die Juden wieder ein eigenes Zuhause und waren in der Lage, ihre Geschicke selbst und unabhängig von fremder Beeinflussung in die Hand zu nehmen. Endlich ein eigener Staat, endlich souverän und frei! Wie ein Wunder kam es ihnen vor, wie die Erfüllung eines biblischen Versprechens.

Täglich verfolgten sie die Feindseligkeiten, denen die Juden ausgesetzt waren, denn mit großer Entschiedenheit stellten die Palästinenser das Existenzrecht des jüdischen Staates infrage. Mit Empörung nahmen sie die fast täglichen Attacken auf israelische Einrichtungen zur Kenntnis und immer mehr und eindeutiger empfanden sie die Araber als eine unrechtmäßige Bedrohung

des eigenen, jüdischen Staates. In zwei von außen herangetragenen, überfallsartigen Kriegen wurde die Bedrohung konkret: 1967 im Sechstage-Krieg und 1973 im Jom-Kippur-Krieg. Mit Bestürzung, mit Sorge und Bangen verfolgten Rebecca und Benjamin den Verlauf des jeweiligen Kriegsgeschehens. Sie fühlten sich zugehörig zum israelischen Staat. So spürten sie in ihrer Betroffenheit ganz unmittelbar die existentielle Bedrohung und mit der Frage, welchen Beitrag sie leisten könnten, vertieften sie sich in intensive Diskussionen. Um der Zugehörigkeit zum jüdischen Staat Ausdruck zu verleihen, entschloss sich Benjamin, von nun an die Kippa in der Öffentlichkeit zu tragen. Alle Welt sollte es sehen, dass er einer von ihnen ist!

Beide aber waren von dem Gedanken beseelt, etwas Konkretes für ihr Land tun zu müssen, in irgendeiner Weise ihrem bedrängten Volk zur Seite zu stehen. Nach langem Überlegen kamen sie zu dem Entschluss, Geld zu sammeln und es dem dortigen Konsulat zu überreichen. Sie zogen los und baten Freunde, Bekannte und auch wildfremde Menschen um eine Spende, um eine Unterstützung für das um seine Existenz kämpfende Israel. Sie taten das mit großer Überzeugung und mit hingebungsvollem Eifer. Mitunter verwickelten sie sich dabei in langwierige Gespräche, versuchten zu überzeugen und bauten auf das Mitgefühl der Befragten. Benjamin wurde gelegentlich auf seine Kippa angesprochen, wurde mitunter mit stichelnden Bemerkungen

kungen gehänselt, doch verstärkte dies nur seinen Stolz, Jude zu sein und es mit dieser kleinen Geste allen zu zeigen. Immer wieder dachte er bei solchen Gelegenheiten an das Schicksal seiner Eltern und an all derer, die für diese Moira ihr Leben lassen mussten. Mit diesem Widerstand müssen wir leben, sagte er zu sich und oft auch zu Rebecca, doch diese, in unsere Seelen tief eingebrannte Wunde wird uns nicht abhalten, uns ins Leben einzubringen und vielleicht auch eine Orientierung und vielleicht gar ein Vorbild für andere zu sein.

Mit diesem Stolz meldeten sie sich beim Konsulat. Sie überreichten dort das Ergebnis ihrer Mühe; der Konsul bedankte sich mit spürbarer Ergriffenheit. Beide, Rebecca und Benjamin, spürten bei der Übergabe und dem kurzen, doch nicht weniger einprägsamen Gespräch mit dem Konsul eine wärmende Nähe zu ihrem Land Israel. So hat sich bewahrheitet, was in der Genesis prophezeit ist: „Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen“. Und Benjamin war sich bewusst, dass es ein schwerer Weg sein würde.

Die anfängliche Übermacht der syrischen, libanesischen, jordanischen und ägyptischen Streitkräfte wurde in beiden Kriegen überraschend deutlich bezwungen. Die Erfolge beider Kriege führten zu einer nicht unerheblichen Vergrößerung des israelischen Territoriums. Das Ziel der Arabischen Liga, diese Kriege zu führen, war ebenso eindeutig



wie psychologisch nachvollziehbar: Die Palästinenser, seit Jahrhunderten dort sesshaft, betrachteten die Israelis als Eindringlinge; es war der Versuch den Status quo ante wiederherzustellen. Natürlich kann das kein Grund für kriegerische Auseinandersetzungen sein, schon gar nicht entgegen der UN-Resolution vom November 1947, die den Beschluss der UNO beinhaltet, zwei unabhängige Staaten entstehen zu lassen. Diese Kriege waren ein Unrecht, so verstand es Benjamin und es war ihm klar, dass er immer und zu jeder Zeit für das Existenzrecht Israels eintreten würde.

Die Palästinenser werden es lernen, diesen UN-Beschluss zu akzeptieren. Benjamin war sich sicher, dass dies eine Frage der Zeit und dass die weitere Entwicklung wesentlich von der Art des gegenseitigen Umgangs abhängig sein würde. So wird verständlich, dass beide, Benjamin und Rebecca, den weiteren Fortgang mit großer Aufmerksamkeit verfolgten und ein waches Auge auf das Verhalten beider Seiten warfen, insbesondere auf die Art des Mit- oder Gegeneinanders. Immer wieder kam es zu Feindseligkeiten, zu Anschlägen und Provokationen, mit denen versucht wurde, Israel herauszufordern und vor aller Welt den Willen und die Bereitschaft zum Widerstand zu demonstrieren. Im November 1967 beschloss der UNO-Sicherheitsrat die Resolution 242, in der von Israel der Rückzug aus den 1967 besetzten Gebieten verlangt wurde. Israel kam dieser Forderung nicht nach. Es behielt,

Johannes Horn  
**Der Steuerprüfer**

Kurzgeschichten sind wie neugierige Blicke in einen Spiegel. Sie reflektieren Beobachtungen und Erfahrungen aus dem alltäglichen gesellschaftlichen Leben. Sie steigern das Bewusstsein hinsichtlich der Wahrnehmung von Problemen, die allzu oft im Schatten der Gewohnheiten verblassen.

Johannes Horn, geboren am 23. März 1943 in Wüstegiersdorf bei Waldenburg in Schlesien. Schon während der Schulzeit interessiert er sich für Literatur und Malerei. In dieser Zeit entstehen erste Gedichte. Während seines Medizinstudiums befasst er sich intensiv mit psychologischen und philosophischen Fragestellungen. Es entstehen erste Abhandlungen und essayistische Schriften. Er versteht das Malen und Schreiben nicht als Ausgleich zu seinen beruflichen Ambitionen – er sieht sie als wesentliche Voraussetzung für die Verstehbarkeit des Lebens. Immer wieder beschäftigt er sich mit den Randbereichen der Medizin. So entstehen neben einer Vielzahl von wissenschaftlichen Publikationen umfangreiche Abhandlungen über gesellschaftliche Probleme und ethische Fragen in der Medizin („Alle Zeit der Welt“, „Stille, du bleibende Sprache“, „Der mündige Patient“, „Goethe, der größte Chirurg“). Johannes Horn war von 1987 bis 2008 Chefarzt der Abteilung für Allgemein- und Visceralchirurgie des Städtischen Krankenhauses München-Harlaching.

2020, 11,4 × 18,3 cm, 272 Seiten, Leinenband mit Schutzumschlag  
Dr. Reinhard Kaden Verlag GmbH & Co. KG, Heidelberg  
ISBN 978-3-942825-86-3, € 19,90



► Ja, ich bestelle \_\_\_\_ Exemplare „J. Horn – Der Steuerprüfer“

Name, Vorname		eMail	
Klinik, Praxis, Firma, Buchhandlung		Telefon (für evt. Rückfragen)	
Straße, Nr.		PLZ, Ort	
Datum		Unterschrift	

► Faxnummer: **06221/299 10**



Kaden Verlag GmbH & Co. KG  
Maaßstraße 32/1 , 69123 Heidelberg  
info@kaden-verlag.de, www.kaden-verlag.de